



Dies ist eine Leseprobe des Tropen Verlags. Dieses Buch und unser gesamtes Programm finden Sie unter [www.tropen.de](http://www.tropen.de)



# FAKE

JAMES TROPEN  
RAYBURN  
THRILLER

AUS DEM ENGLISCHEN VON  
ULRIKE WASEL UND KLAUS TIMMERMANN

Tropen

[www.tropen.de](http://www.tropen.de)

© 2016 by Roger Smith

Für die deutsche Ausgabe

© 2018 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung

Nachfolger GmbH, gegr. 1659, Stuttgart

Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

Printed in Germany

Cover: Zero Media GmbH, München

unter Verwendung eines Fotos von © GettyImages/Westend61

Gesetzt von Dörlemann Satz, Lemförde

Gedruckt und gebunden von CPI – Clausen & Bosse, Leck

ISBN 978-3-608-50349-4

*Für meinen Freund Clive Sacke*

»Wir leben in einer Zeit wachsender Information  
und schwindender Bedeutung.« Jean Baudrillard

# TEIL 1

# EINS

Als die Scheinwerfer des Toyota Land Cruiser über den bärtigen Kopf glitten, der unter dem Uhrturm von Rakka auf einem Pfahl aufgespießt war, empfand Catherine Finch nicht das Geringste. Keine Abscheu. Kein Mitleid. Nicht einmal einen Anflug morbider Neugier, wer der Mann gewesen war oder welches Verbrechen, real oder erfunden – höchstwahrscheinlich Letzteres –, ihm dieses Schicksal durch die Hand des Kalifats beschert hatte. Die letzten vier Jahre hatten sie gegen derlei Anblicke abstumpfen lassen und lästige Emotionen von ihr abgestreift wie tote Hautschichten.

Sie konnte sich keine Emotionen leisten. Ihr einziges Ziel war, die Wahrheit zu sagen. Und wenn sie das nicht mehr tun konnte, wollte sie mit Würde in den Tod gehen. Ohne Tränen. Ohne Flehen. Ohne Theatralik. Sie lebte, soweit es die Umstände erlaubten, nach ihren eigenen Vorstellungen, und so würde sie auch sterben, und das verlangte Wachsamkeit, Konzentration und Vorsicht.

Sie hatte gelernt, im Augenblick zu leben; die kümmerlichen Reste ihrer Familie in Kansas und ihr Mann in Los Angeles gehörten einer fernen Vergangenheit an und waren sehr, sehr weit weg.

Die Augen verbanden sie ihr schon lange nicht mehr. Sie war in eine schwarze Abaya gehüllt und starrte durch den Sehschlitzen ihres Gesichtsschleiers aus dem Fenster des Toyota, während der Wagen um den Uhrturm herumfuhr, den Ort, wo sie ihre Form von Gerechtigkeit walten ließen.



Steinigungen.

Enthauptungen.

Kreuzigungen.

Sie war 2012 als freiwillige Ärztin nach Syrien gekommen und hatte in einer Klinik im Keller einer Moschee gearbeitet, nachdem das städtische Krankenhaus von syrischem Militär bombardiert worden war. Damals befand sich die Stadt noch in der Hand der Rebellen, und gegenüber des Uhrturms gab es ein Café, in dem sie abends zusammen mit anderen Freiwilligen und Aktivisten CNN guckte. Dabei tranken sie Tamarinde-Smoothies und prophezeiten den Sturz des Regimes, ohne Angst, von Assads *Muchabarat* belauscht zu werden.

Vorbei.

Hinweggefegt durch die Invasion des IS. Eine Invasion, durch die Catherine Finch und andere medizinische Helfer, die nicht rechtzeitig geflohen waren, plötzlich in der Falle saßen.

Es war kurz vor Mitternacht, und aufgrund einer Ausgangssperre durften nur Angehörige der IS-Geheimpolizei, *Amn al-Dawla*, auf den Straßen sein.

Mit ihr im Wagen saßen vier Männer. Der Fahrer, der nach Rauchfleisch und Schweiß roch, hatte noch kein Wort gesagt. Neben ihm saß einer von den Glamourboys der Propagandaeinheit, seinem Akzent nach ein Marokkaner, mit einer Kamera tasche auf den Knien. Catherine war eingezwängt zwischen zwei ihrer schwarz uniformierten Kidnapper. Der eine war ein dicklicher, rotbärtiger Kerl, der widerlich aus dem Mund stank und ein unstillbares Verlangen nach entführten jesidischen Frauen hatte. Sie nannten ihn den Tschetschenen – alle Kämpfer aus dem Kaukasus oder den ehemaligen Sowjetrepubliken liefen unter dieser Sammelbezeichnung, auch wenn er in Wahrheit aus Dagestan stammte. Der andere war ein mürrischer Holländer, der ihr die Fingernägel mit einer Zange herausgerissen und sie mit

an Abneigung grenzender Leidenschaftslosigkeit vergewaltigt hatte, damals, als sie ihr solche Dinge noch antaten.

Bevor sie wertvoll geworden war.

Catherine hörte in der Ferne Schüsse krachen, dann Stille. Keine Bombardierungen heute Nacht. Keine amerikanischen, französischen, russischen oder jordanischen Jets, die ihre Bombenlast wie Laich in den Nachthimmel freigaben.

Sie hatte gar nicht erst gefragt, wohin man sie brachte. Die Anwesenheit des Marokkaners verriet ihr, dass sie wieder eines von den YouTube-Videos aufnehmen würden, die ihr Bewunderung und Hass gleichermaßen eingebracht hatten. Und das hieß, dass sie mit ihr zu Ahmed Assir fahren, dem Chefpropagandisten des Kalifats, der seine Hand über sie gehalten und sie aufgebaut hatte.

»Stellen Sie sich vor, ich bin Ihr Spielberg«, hatte er gesagt, als sie das erste Mal zu ihm gebracht worden war, wobei seine amerikanischen Zähne in dem schwarzen Bart sehr weiß leuchteten. Er war in Newark als Sohn eines libanesisch-muslimischen Vaters und einer amerikanischen episkopalen Mutter zur Welt gekommen, und sein New-Jersey-Akzent hatte die Jahre des Jura-Studiums in Harvard und des Koranstudiums in wahhabitischen Hochschulen unbeschadet überstanden. Jene Koranschulen, die Medresen, waren es auch gewesen, die seinen neu entdeckten Fanatismus geschmiedet und gehärtet hatten.

Assir war klug genug, um zu erkennen, welchen Wert Catherine hatte. Klug genug, um zu erlauben, dass sie in den Videos ihre Ablehnung der Scharia, der Unterdrückung der Frauen, der Grausamkeiten an den Schiiten zum Ausdruck brachte, solange sie ihre Stimme gegen das Vorgehen Amerikas und seiner Verbündeten in der Region erhob: das politische Ränkespiel, die willkürlichen Drohnenangriffe, die zivilen Todesopfer, die Geschäftemacherei mit multinationalen Rüstungskonzernen, die sich mit Blutgeld vollsaugten wie Zecken.

Klug genug, um zu erkennen, dass ihre Kritik am Kalifat einerseits jeden Verdacht ausräumte, sie handele unter Zwang, und andererseits die Glaubwürdigkeit ihrer Attacken gegen ihr Land und dessen Komplizen erhöhte. Diese Attacken wurden von allen, die unzufrieden waren, von der Gesellschaft an den Rand gedrängt wurden und mit dem Gedanken der Radikalisierung spielten, rund um den Globus als Evangelium aufgefasst und als geistige Nahrung verschlungen.

Assir erwartete sie in einem der wenigen intakten Mietshäuser in einer Straße voller Schuttberge. Um es zu erreichen, musste der Fahrer ein umgestürztes Minarett umfahren, das wie geworfene Legosteine quer auf dem löchrigen Asphalt verteilt lag. Catherine war noch nie hier gewesen. Nomadenhaft wie ein Beduine wechselte der amerikanische Dschihadist fast täglich sein Versteck, um sich der elektronischen Überwachung durch sein ehemaliges Heimatland zu entziehen.

Catherines Bewacher bugsiierten sie eine Treppe hinauf in eine Wohnung, in der es nach verdorbenem Essen und ungewaschenen Körpern stank. Sie sah die übliche Entourage von schwer bewaffneten Männern, die sie mit Blicken taxierten und Obszönitäten auf Arabisch murmelten, während sie in das fensterlose Zimmer geführt wurde, wo Assir in einer schwarz-weißen Adidas-Jogginghose und mit Laufschuhen an den Füßen auf einem abgewetzten Sofa lag. Sein Bart reichte bis zur Brust, seine langen Haare trug er zu einem Knoten gebunden, und zwischen den Fingern einer Hand, die dicht über dem Fliesenboden baumelte, steckte eine qualmende Camel Filter.

Zigaretten waren ebenso wie Alkohol *haram* – im Kalifat verboten. Tabakhändler wurden ausgepeitscht, gesteinigt und tageslang vor dem Uhrturm in Käfige gesperrt. Aber Assirs Position erlaubte es ihm, über solchen Dingen zu stehen. Während er

zu Catherine hochschaute, zog er an seiner Zigarette, ließ zwei Rauchschwaden durch die feinen Nasenlöcher entströmen und lächelte. Ein gut aussehender Mann, mit sich und der Welt im Reinen.

Sie hasste ihn. Nicht, weil er ein Verräter war – diese Grenzen waren für sie ohnehin verschwommen; viele nannten auch sie eine Verräterin –, sondern weil er intelligent war. Anders als die meisten von den Dreckskerlen, die sich vom IS ködern ließen, um ihrem ziellosen Leben einen Sinn zu geben, wusste er genau, was er tat.

Sie hob ihren Schleier, und er deutete auf einen Stuhl, doch sie blieb stehen.

»Also«, sagte er, »wenn Sie mal wieder Hühnchen-Chow-Mein essen, dann denken Sie an mich, okay?«

Ein ständiges Small-Talk-Thema, wie sehr er chinesisches Junkfood vermisste. Sie war nie darauf eingegangen, hatte nie zugegeben, dass sie irgendetwas vermisste (obwohl sie natürlich so viele einst alltägliche Dinge vermisste: Starbucks-Kaffee, Biokost, Boom-Chocolatta-Eis von Ben & Jerry's, kalifornischen Rotwein, Wella-Repair-Shampoo und – Gott, ja – Tampons), aber jetzt redete er, als ob sie sich beide einig wären in ihrem Verlangen nach einem Teller Glutamat von einem China-Imbiss in New Jersey.

Sie starrte ihn an und sagte nichts.

Er blies einen Rauchkringel in die Luft und sah zu, wie er sich auflöste. »Sie können nach Hause«, sagte er.

Sie schwieg weiter, wartete auf seine nächste herablassende Stichelei, um sie zu verunsichern.

Assir kratzte sich seinen Bart. Es war so still im Raum, dass sie das animalische Rascheln seiner Finger in den dunklen Haaren hören konnte.

»Im Ernst, es geht für Sie zurück in die Staaten.«

»Sie wollen mich verarschen«, sagte sie.

Er schüttelte den Kopf. »Nein, ehrlich. Wir lassen Sie frei.«

Ihre Knie wurden weich, und sie setzte sich, versuchte, sich keine Regung anmerken zu lassen.

Assir lachte. »Schon gut, Cathy«, sagte er, verwendete einen Namen, mit dem noch niemand sie je angesprochen hatte. Ein abwertender Name, von Amerikaner zu Amerikanerin. »Sie dürfen sich freuen.«

»Wann?«, fragte sie.

»In den nächsten vierundzwanzig Stunden. Wir sind dabei, alles zu organisieren. Sie werden im Süden der Türkei auftauchen wie Alice aus dem Kaninchenloch. Bis dahin bleiben Sie hier.«

»Warum?«

»Warum wir Sie freilassen?«

»Ja.«

Er zuckte die Achseln. »Weil Sie wertvoll sind. Wir kriegen einen Haufen Geld für Sie.«

»Schwachsinn. Die US-Regierung zahlt kein Lösegeld.«

»Sagen Sie das den Iranern.« Er drückte die Zigarette in einer Kaffeetasse aus. »Das Geld kommt nicht von der US-Regierung. Jedenfalls nicht direkt, obwohl natürlich das State Department hinter den Kulissen die Strippen zieht. Sie wissen ja selbst, dass Sie ein Symbol geworden sind, Cathy. Ein Fanal der Hoffnung. Alle möglichen Leute da draußen wollen Sie zurückhaben und sind bereit, für das Vergnügen zu bezahlen.«

»Ich glaube Ihnen nicht.«

»Dass Sie nach Hause können?«

»Nein, dass es um Geld geht.«

»Hey, wir brauchen Finanzmittel. So ein Dschihad läuft nicht mit Wasser, Baby.«

Wieder das gewinnende Strahlemännlächeln, von dem sie sich vorstellte, dass es schon auf seinem Foto im Highschool-

Jahrbuch zu sehen war, als er zum Schüler mit den vielversprechendsten Zukunftsaussichten gewählt worden war. Doch wie hatte man sich seine Zukunft vorgestellt?

Tja, bestimmt nicht so, wie sie jetzt aussah.

Er klopfte eine weitere Camel aus der Packung, und als er sich die Zigarette ansteckte und das Streichholz ausschüttelte, sagte er: »Scheiße, Cathy, ich schenke Ihnen Ihr Ticket nach Hause, und Sie sitzen hier und zweifeln an mir?« Er musterte sie scharf. »Sie wollen gar nicht freigelassen werden, was? Sie stehen auf diese Jeanne-d’Arc-Nummer, die Sie hier abziehen, hab ich recht?« Als sie nicht antwortete, zuckte er wieder mit den Achseln. »Wie auch immer, Schluss mit dem Mist. Sie kommen hier raus.«

Als er die Camel an die Lippen hob, verharrte er, schien irgendwas gehört zu haben, und auch sie nahm nur für eine Nanosekunde ein Geräusch wahr, als würde in der Ferne ein Jet abheben, und dann krachte die 100 Pfund schwere, präzisionsgelenkte Luft-Boden-Rakete AGM-114R »Romeo« Hellfire II mit dem thermobarischen Sprengkopf – abgefeuert von der Drohne MQ-1 Predator, die von einem klimatisierten Wohnwagen in der Wüste von Nevada gesteuert wurde – in die Wohnung und detonierte beim Aufschlag, und sie hörten nichts mehr.

## ZWEI

Richard Finch widerstand der Versuchung, mit der FBI-Agentin zu flirten. Sie gehörte, wie sie ihm eröffnet hatte, als sie kurz nach Tagesanbruch in ihren Kitten-Heel-Pumps mit zwei männlichen Untergebenen im Schlepptau vor seiner Tür aufgetaucht war, zu einem neu gebildeten »Familien-Assistenz-Team der Koordinationsabteilung für die Bewältigung von Geiselnahmen«, ohne dass ihr diese zungenbrecherische Fachbezeichnung irgendwie peinlich zu sein schien.

Sie hatte den Männern, die sich vor Unterwürfigkeit gegenseitig überboten, befohlen, vor Finchs rustikalem Bungalow in Eagle Rock Posten zu beziehen. Dort standen sie jetzt und beobachteten durch ihre Pilotenbrillen die immer stärker wachsende Medienmeute, die der Haustür näher und näher rückte und ihn mit ihrem unaufhörlichen Geplapper an das Gegacker und Gekreische der bodenbrütenden Vögel auf den Felsen von Catalina Island erinnerte.

Die Frau, Special Agent Amy Branch, war groß und schlank und trug einen dunklen Hosenanzug, in dem sie mit ihrer sportlichen Figur ziemlich scharf aussah, wie er fand. Sie hatte rot-blondes Haar und einen schmalen Mund, dem sie anscheinend antrainiert hatte, nur spärlich ein verkrampftes Lächeln aufflackern zu lassen, das niemals ihre grünen Augen erreichte.

Sie ging durchs Haus und inspizierte alles genau, von dem ungemachten Bett mit den mit »Ich« und »Du« bedruckten Kopfkissenbezügen (ein kitschiger Touch, zu dem er sich jetzt selbst beglückwünschte) bis hin zu den Fotos von seiner Frau, die in

jedem Zimmer standen. Wenn er ehrlich war, fand er sie inzwischen beunruhigend, als würden Catherines Augen die Distanz messen zwischen dem, was er einst zu sein versprochen hatte, und dem, was er geworden war.

Er war mit den Nerven am Ende, und während er hinter Special Agent Branch hertrötete, musste er zuerst den Flirt-Reflex unterdrücken und dann das aufkeimende Verlangen, ihr lang und breit zu erklären, dass er eigentlich lieber in eine angesagtere Gegend gezogen wäre, irgendwo näher am Meer oder nach Silver Lake oder Los Feliz, dass aber Eagle Rock eher seinem Budget entsprochen hatte (die einst lukrativen Vorträge und Interviews waren dramatisch weggebrochen, nachdem Catherine sich in eine YouTube-Aktivistin verwandelt hatte). Der Charakter des Vororts – bekannt als Rückzugsort für Hipster, die herkommen, um zu sterben oder eine Familie zu gründen – deutete klar auf einen Mann hin, der nicht freiwillig allein lebte, sondern aufgrund schrecklicher Umstände, dessen Leben ebenso auf Eis gelegt war wie sein Wunsch, Vater zu werden, während er darauf wartete, seine Frau zurückzubekommen.

Die Agentin sagte kein Wort während ihrer Besichtigung, ließ die Augen über Fenster gleiten, die Palmen vor einem von Benzinschwaden durchwaberten Sonnenaufgang einrahmten. Ein Anblick, der ihn noch immer entzückte, obwohl er schon einige Jahre aus Kansas weg war. Wahrscheinlich checkte sie Schusslinien, dachte Finch, überlegte, wo ein Scharfschütze positioniert werden könnte. Aber wieso sollte irgendwer ihn erschießen wollen?

Im ersten Jahr nach Catherines Geiselnahme hatte er mit dem FBI, dem Verteidigungsministerium und dem State Department sowie mit Vertretern der sogenannten Geheimdienst-Community zu tun gehabt, von denen er häufig widersprüchliche Berichte über Aufenthaltsort und Wohlergehen seiner Frau erhielt.



Dann, nach Catherines ersten Videos, hatten die Besuche aufgehört, als wollten sie alle ihre Hände in Unschuld waschen. Special Agent Branch war sein erster Kontakt zu der frisch gegründeten Einheit, die ins Leben gerufen worden war, um die offizielle Kommunikation zu optimieren, nachdem Angehörige von Geiseln herbe Kritik geäußert hatten.

Die Frau stand am Wohnzimmerfenster und ließ den Blick von den uniformierten Cops, die auf Finchs Rasen postiert waren, zu den Trucks, den Satellitenschüsseln und anschließend zu den Reportern schweifen, die für ihren Kameraauftritt geschminkt wurden, während Finchs Nachbarn von ihren Vorgärten aus zuschauten. Das Medienrudel wurde langsam ungeduldig, Objektive und Mikrofone waren in Bereitschaft, um die banalen Worte von Trauer und Verlust aus Finchs Mund zu saugen. Worte, die nur deshalb Gewicht haben würden, weil es um seine Frau ging, die Amerika als ein Niemand verlassen hatte, aber im Laufe der letzten Jahre eine traurige Berühmtheit geworden war.

Als er Catherine das letzte Mal gesehen hatte, waren sie in einen wüsten, bitterbösen Streit geraten, und sie hatten beide Dinge gesagt, die sie nicht so gemeint hatten. Oder vielleicht doch. Er wusste es nicht mehr. Jedenfalls, sie war abgereist, um unter den hohläugigen Opfern täglicher Gewalt Buße zu tun, in Wüstenstädten, wo Gebäude in Schutt und Asche gelegt wurden, während er sich ein paar Monate lang haltlos treiben ließ, bis sie gefangen genommen wurde und er fortan nur noch der »Ehemann der IS-Geisel Catherine Finch« war.

Amy Branch sah auf die Uhr. Es war kurz vor neun, Zeit für die Pressekonferenz, und sie gab ihren Untergebenen ein Zeichen, worauf einer von ihnen prompt an der Haustür auftauchte.

»Sind Sie so weit, Mr Finch?«, fragte sie.

Er hatte sie gebeten, ihn Rick zu nennen, aber ohne Erfolg.

»Ja«, sagte er.

»Bitte halten Sie sich an unsere Absprache.«

»Roger«, sagte er, was ihm lediglich einen verständnislosen Blick einbrachte.

Als er hinaus in die Hitze trat, wurden die Stimmen der Presseleute lauter, er hörte das Surren von Kameras, ihm wurden Mikros und Smartphones entgegengestreckt, und erste Fragen prasselten auf ihn ein. Finch kam das Ganze seltsam unwirklich vor, als wäre er ein Schauspieler, der sich in einem TV-Biopic selbst spielt, während der Regisseur versucht, das idealisierte Bild eines archetypischen Amerikaners heraufzubeschwören, der aus seinem amerikanischen Haus mit Schrägdach, breiter Veranda und Panoramafenstern tritt.

Special Agent Branch schob sich an ihm vorbei und hob eine Hand, um sich beim Mob Gehör zu verschaffen.

»Mr Finch wird jetzt zu Ihnen sprechen. Er wird keine Fragen beantworten.« Sie trat beiseite, nickte, und er schlurfte nach vorn. Ihm war plötzlich schwindelig und viel zu warm in dem dicken Baumwollhemd. Er strich mit einer Hand durch sein schlafes aschblondes Haar, das dringend mal wieder geschnitten werden musste.

Fast hätte er die Nerven verloren und ihnen das gesagt, was sie von ihm erwarteten, Trauerbanalitäten und stammelnde Worte des Verlusts, doch dann räusperte er sich und hörte sich sagen: »Ich habe heute Morgen um kurz nach sieben eine SMS von meiner Frau erhalten, was, wie Sie wissen, neun Stunden nach dem ... dem Vorfall in Syrien war.«

Die Medienvertreter schrien auf und drängten nach vorn, und die Cops hatten Mühe, sie zurückzuhalten, so heftig war ihr Eifer, so gierig waren sie auf diese Sensation.

»Also, ja, Catherine lebt. Sie wurde bei dem Drohnenangriff verletzt und ist im Krankenhaus. Ich weiß nicht, wie schwer ihre Verletzungen sind, aber ich weiß, dass sie lebt.«

Unverständliche Fragen kamen auf ihn zugeflogen wie Geschosse.

Er hielt sein Handy hoch. »Ich lese Ihnen die Nachricht vor.« Er wischte über den Bildschirm und las sehr laut, um das Geschrei zu übertönen. »Es geht mir gut. Bin im Krankenhaus. Aber okay.« Er starrte in die brüllenden Kehlen, weit aufgerissen wie die Schnäbel der unersättlichen Jungvögel, die auf Catalina Island nach Nahrung kreischten. »Genauere, ähm, Einzelheiten werden Sie von den zuständigen Stellen erfahren, aber es wurde bestätigt, dass die SMS aus Rakka abgeschickt wurde.«

Ein Chor von Stimmen schrie: »Woher wissen Sie, dass sie echt ist?«

Special Agent Branch hatte mit der Frage gerechnet und wies ihn zischend an, nicht darauf zu antworten, weil er weitere Lebenszeichen dadurch gefährden könnte, wie sie knapp erläuterte.

Aber er fuhr sich mit der Zunge über die Lippen und sagte: »Sie hat einen Kosenamen benutzt, den nur ich kenne.«

»Welchen Namen?«

Branch war neben ihn getreten, so dicht, dass er ihren Atem im Gesicht spürte. »Kein Wort mehr, Mr Finch. Schluss jetzt.«

»Dorothy«, sagte er, »wie die Figur in *Der Zauberer von Oz*. Das war eine Art Witz.« Er zuckte mit den Schultern. »Wir sind ja aus Kansas.«

Er drehte den Reportern und ihren sich überschlagenden Fragen den Rücken zu und ging zurück ins Haus, gefolgt von der Frau, die ihre Wut kaum zügeln konnte. »Warum haben Sie das gemacht?«, fragte sie. »Warum haben Sie nicht gesagt, was wir vereinbart haben?«

Er antwortete nicht, sondern ging schnurstracks in die Küche, wo er sich über die Spüle beugte und endlos lange aus dem Wasserhahn trank.

Wie sollte er es ihr sagen?

Wie sollte er ihr von dem Mann erzählen, der Stunden vor ihr bei ihm aufgetaucht war und wie ein Vampir vor Sonnenaufgang wieder verschwunden war?

Ein hinkender grauhaariger Mann in einem grauen Anzug, mit dem graublassen Teint und den gelben Fingern eines lebenslangen Rauchers, dem der Geruch von altem Tabak anhaftete.

Ein Mann, der Richard Finch mit müden Augen taxiert und ganz genau den Preis festgelegt hatte, den er ihm für seine Seele bot.

## DREI

Das Handy, von dem er gedacht hatte, dass er es nie wieder klingeln hören würde, weckte Pete Town aus einem unruhigen Schlaf. Er zog die Nachttischschublade auf und tastete nach dem Gerät, schob dabei eine ungeöffnete Packung Ambien beiseite. Er hatte noch nie gut einschlafen können, eine der unerwünschten Nebenwirkungen seines einstigen Metiers, und jetzt, da er im Ruhestand war, hatte seine Frau, die leise schnarchend neben ihm lag, ihn gedrängt, zum Arzt zu gehen, der ihm schließlich die Tabletten verschrieben hatte. Bislang hatte Town sich nicht überwinden können, sie zu nehmen. Das Handy klingelte hartnäckig weiter, und nachdem er ein zerlesenes Taschenbuch mit Kurzgeschichten von John Cheever aufgehoben hatte, bekam er das klobige Gehäuse endlich zu fassen.

Es war ein altes Handy, ein Motorola, weit entfernt von modernen Smartphones wie dem Samsung, das Ann vor einigen Jahren für ihn gekauft hatte. Er ließ das Motorola stets eingeschaltet, redete sich ein, dass er es nur als Uhr brauchte, weil er die fetten Ziffern auf dem grünlichen Display auch ohne Lesebrille erkennen konnte. Aber in Wahrheit hatte er sich danach gesehnt, dass es klingelte, hatte sich gewünscht, noch einmal gebraucht zu werden.

Jetzt jedoch, als er auf das Telefon starrte, es in der Hand vibrieren spürte, packte ihn eine jähe Furcht, und er hätte den Anruf beinahe abgelehnt und das Handy zurück in die Schublade verbannt.

Aber er drückte den rautenförmigen Knopf und sagte: »Ja?«

»Unten, in fünf Minuten«, sagte eine monotone Stimme, die nach Mittlerem Westen klang.

Eine Stimme aus seiner Vergangenheit, eine Stimme, die ihn zurückkatapultierte zu endlosen, immer gleichen Tagen und Nächten in fensterlosen Zimmern mit schlecht funktionierenden Klimaanlage und seelenloser Neonbeleuchtung. Seine einzige Nahrung schaler Kaffee und bittere Zigaretten, während er sich mit den Männern und Frauen herumschlug, die angeblich Hüter der Freiheiten dieser Welt waren, aber trotz ihrer vorgespiegelten Anständigkeit Strategien entwickelten, deren Ergebnis tote dunkelhäutige Babys waren, denen Fliegen über die Augen krabbelten.

Das Handy in Towns Hand war verstummt, und er stieg aus dem Bett. Trotz seines Pyjamas fröstelte er, als er zum Wandschrank ging, um sich anzuziehen. Nach dem Aufwachen hinkte er immer stärker als sonst, weil der Kreislauf den unteren Teil seines linken Beins noch nicht in Schwung gebracht hatte, die Stelle, wo Fleisch und Sehne und zahllose Nerven von der mit Kugellagerkugeln gefüllten Selbstmordbombe zerfetzt worden waren, die in Afghanistan seine Karriere beendet hatte.

Town trat aus dem Haus in Park Slope, einem Gebäude aus hellbraunem Sandstein, das seine umsichtige Frau vor drei Jahrzehnten von einer kleinen Erbschaft gekauft hatte – lange bevor er sie kennenlernte und Jahre bevor die Grundstückspreise in Brooklyn in die Höhe schossen –, und ging dann bibbernd die leicht mit Schnee überzuckerten Stufen zum Bürgersteig hinunter.

Er trug wie gewöhnlich Halbschuhe und Cordhose, darüber Hemd und Pullover unter einem Tweedjackett. Diese Kleidung in Kombination mit seinem grauen Haarschopf führte dazu, dass man ihn oft für einen Collegeprofessor im Ruhestand oder vielleicht für einen unbekanntenen Schriftsteller hielt, wenn er mit

zwei Packungen Mortadella und Weißbrot in der Schlange vor der Supermarktkasse stand oder im Buchladen um die Ecke die Regale nach dem Roman durchforstete, der seinen Glauben an die erlösende Kraft der Fiktion wiederherstellen würde. Und er tat nichts, um die Leute von dieser Annahme abzubringen.

Ein schwarzer SUV hielt am Bordstein. Auf der Beifahrerseite stieg ein junger Mann im Anzug aus und öffnete für Town die hintere Tür. Ohne ein Wort der Begrüßung oder Entschuldigung ließ er einen tragbaren Scanner über Towns Körper gleiten, bevor er ihm erlaubte einzusteigen.

Kaum hatte Town sich auf dem Lederbezug niedergelassen, fuhr der Wagen an und rollte die menschenleere Straße hinunter. Um Viertel vor zwei an einem Dienstagmorgen im Februar war nicht viel los. Town sah zum Klempner – wie er allgemein genannt wurde – hinüber, der einen Arm auf die Türarmlehne gelegt hatte. Ein Mann, der aussah wie aus übereinandergestapelten Klötzen gebaut, mit einem quadratischen, halslosen Kopf auf breiten Schultern.

»Pete«, sagte der Klempner.

Er hatte natürlich einen richtigen Namen, irgendwas Beliebigeres, das sich keiner merken konnte, aber seit Jahrzehnten kannte Town ihn nur unter seinem plumpen Spitznamen. Der Klempner arbeitete für das Weiße Haus und fungierte als Bindeglied zu den Geheimdiensten. Als Town noch CIA-Führungsoffizier war, hatte er ihm häufig Bericht erstattet. Sie hatten einander nie leiden können und waren oft in taktischen Fragen gegensätzlicher Meinung gewesen, daher war Town überrascht, ihn hier zu sehen.

»Wieso haben Sie mich aus meinem warmen Bett geholt?«, fragte Town.

»Ihnen ist doch sicherlich Catherine Finch ein Begriff?«

»Ja.«

»Sie wurde vor ein paar Stunden bei einem Drohnenangriff in Rakka getötet. Kollateralschaden.«

»Bedauerlich.«

»Das Ziel war Ahmed Assir.«

»Der Dschihadist aus New Jersey?«

»Genau der.«

»Ich vermute, er stand ganz oben auf der Tötungsliste, da wird's im Weißen Haus wohl einen Freudentanz gegeben haben, oder?«

»Nicht direkt.«

Town sah ihn an, und seine alte Intuition erwachte zum Leben. »Wieso nicht?«

»Weil der Präsident den Angriff auf Assir nicht genehmigt hat.«

»Wer denn dann?«

»Herrje, Sie wissen doch, wie das ist, alle haben heutzutage ein Drohnenprogramm. Halbe Kinder, die gestern noch Ego-Shooter-Spiele gespielt haben, hocken heute in Containern außerhalb von Vegas und hantieren mit Joysticks. Diese Aktion schieben sich das Joint Special Operations Command, das Central Command und Ihr alter Laden gegenseitig in die Schuhe. Fakt ist, der Angriff auf Assir ist halb so wild, aber Catherine Finchs Eliminierung ... tja, das ist ein echtes Problem. Sie ist zu etwas Gefährlichem geworden. Einem Symbol. Einem Friedenssymbol.«

»Ja, stimmt. Für alle, die uns nicht leiden können.«

»Und Sie haben doch bestimmt gehört, dass der Präsident sich vorgenommen hat, in seinem letzten Amtsjahr noch etwas Gutes zu bewirken? Dass er versuchen will, den Friedensprozess im Nahen Osten wiederzubeleben?«

»Ja, wie so viele andere seiner Vorgänger kurz vor dem Abgang.«



Nahost-Friedensinitiativen sind schon lange ein gefundenes Fressen für Präsidenten, die nicht wieder antreten wollen oder können. Ronald Reagan eröffnete in seinen letzten Monaten im Amt einen Dialog mit der Palästinensischen Befreiungsorganisation. Bill Clinton und George W. Bush versuchten mit Blick auf ihr Vermächtnis, noch auf den letzten Drücker ein Friedensabkommen auszuhandeln.

»Tja, ein Präsident kurz vor Ende seiner Amtszeit ist ein gefährliches Wesen«, sagte der Klempner. »Er ist unabhängig, muss sich von seiner Partei nichts mehr vorschreiben lassen und kann mit egal wem nach Lust und Laune schachern.«

»So heißt es.«

»Seien wir mal ehrlich, die Umfragewerte für unseren Noch-Präsidenten sind im Keller, aber er wird im Großen und Ganzen als ein guter Junge gesehen, bei dem die Ambitionen immer ein bisschen größer waren als das Talent. Deshalb will er es noch einmal wissen, sich einen Platz in den Geschichtsbüchern sichern. Also hat er beschlossen, ein riesiges Abkommen auszuhandeln, von der Levante bis nach Südasien, indem er aus gutem Willen, Versprechen, Lippenbekenntnissen, stillschweigenden Übereinkommen und Zwang einen – und jetzt zitiere ich aus der *Times* – »unwahrscheinlichen und zusammengeschusterten, aber dennoch seltsam schönen Gebetsteppich näht.«

Town starrte ihn an, die Metapher weckte in ihm eine alte und nicht unbedingt angenehme Erinnerung. »Sehr poetisch.«

Der Klempner sagte: »Und das Erstaunliche ist, er hat schon einigen Erfolg gehabt. Unerwarteten Erfolg. Die Sache könnte hinhalten oder zumindest Verhandlungen ermöglichen, die seit Jahren zum Erliegen gekommen sind. In ein paar Tagen finden Gespräche statt. Im Geheimen. Alte Erzfeinde werden sich zusammensetzen. Gespräche, die zur Unterzeichnung des ersten von vielen Abkommen führen könnten.«

»Und?«

»Und deshalb können wir dieses Fiasko jetzt nun wirklich nicht gebrauchen. Dass wir Catherine Finch getötet haben, setzt sozusagen den Olivenzweig in Brand und grillt die kleine weiße Taube.«

Town erwiderte: »Verstehe.«

»Und genau das wollen sie.«

»Will wer?«

Der Klempner zuckte die Achseln. »Die Leute im Schatten. Diejenigen, die aus vielen und unterschiedlichen Gründen keinen Frieden im Nahen Osten wollen.«

»Wenn Sie mir jetzt was vom ›Staat im Staate‹ erzählen, pfeife ich die Erkennungsmelodie von *Akte X*.«

Der Klempner lachte in sich hinein. Ein Geräusch, als würden Steine in einer Blechbüchse geschüttelt. »Wir standen oft auf gegensätzlichen Seiten, Pete.«

»Die Mächte des Lichts und die Mächte der Dunkelheit.«

»Und ich war meist im Schatten.«

»Allerdings.«

»Mag ja sein, dass ich alt und sentimental werde, aber jetzt liege ich oft nachts wach und starre an die Decke und mache mir so meine Gedanken ...«

»Geht uns doch allen so.«

»Vielleicht. Aber ich merke, dass ich ihm Erfolg wünsche. Ich will, dass sein verdammt naiver Versuch gelingt.«

»Ach ja?«

»Ja.«

»Keine Lust mehr auf verbrannte Erde, Falschmeldungen und Kriege, die nicht zu gewinnen sind?«

»Vielleicht.«

»Nobel von Ihnen.«

»Wohl kaum. Bloß pragmatisch.«

»Was wollen Sie von mir?«

»Wir müssen Catherine Finch noch drei Tage am Leben erhalten. Bloß, bis diese Runde der Friedensgespräche über die Bühne ist. Deren Ergebnisse müssten ausreichen, um die negativen Auswirkungen ihres Todes in Grenzen zu halten.«

»Und wie wollen Sie das anstellen? Sie wieder zum Leben erwecken?«

»Ich habe Sie noch gut aus den Briefing-Sitzungen vor Jahren in Erinnerung. Sie hatten immer Sinn für Geschichten, nicht wahr, Pete?«

»Soll heißen?«

»Sie wussten immer, dass interessant sein häufig wertvoller ist als informiert sein oder sogar recht zu haben.«

»Wollen Sie sagen, ich war ein Lügner?«

»Nein, aber Sie wussten, was Sie betonen mussten und was besser ungesagt blieb. Sie waren zurückhaltend. Nicht auffällig. Irgendwie grau. Haben so ein ernstes Akademiker-Image gepflegt, und das ist Ihnen gut gelungen. Aber ich fand immer, Sie hätten in der Werbung oder beim Fernsehen arbeiten sollen.«

Town blickte den Klempner an und begriff, wie sehr er den Mann unterschätzt hatte.

»Ich erinnere mich noch an ein Briefing kurz nach dem elften September. Sie haben zu Umsicht geraten. Sie haben gesagt, das von Rache befeuerte Zurückschlagen sei Schwachsinn. Sie haben gesagt, die öffentliche Diskussion müsse geändert werden, wir müssten den Blick in eine andere Richtung lenken. Dass die Amerikaner und die Welt auch für eine andere Idee begeistert werden könnten als für den Ruf zu den Waffen. Dass die Idee einer friedlichen Alternative genauso überzeugend sei wie die eines Krieges. Es gehe bloß darum, wie die Story erzählt werde. Sie haben kurz innegehalten, dann haben Sie in die Runde geschaut und gesagt: ›Vergessen Sie eines nicht. Alles, was je in der

Geschichte dieses Landes passiert ist, wurde irgendwann zu Unterhaltung.«

»Keine besonders originelle Feststellung.«

»Vielleicht nicht, aber ich hab sie nicht vergessen. Sie hat eine grundlegende Wahrheit auf den Punkt gebracht: Es geht nur um die Fähigkeit, das Narrativ zu kontrollieren, den Nachrichtenkreislauf zu bestimmen.«

»Worauf wollen Sie hinaus?«

»Dass Sie eine Reise machen werden, Pete.«

»Ich?«

»Ja, Sie.«

»Und wohin soll die Reise gehen?«

»Nach Los Angeles. Um Catherine Finch am Leben zu erhalten, bis in dem verdammten Gebetsteppich ein paar Fäden mehr festgezurrert sind.«

## VIER

Ann Town hatte in den Achtzigern für die Sowjets spioniert, in der Reagan-Ära, als sie für die Führung ihres Landes – eine abscheuliche Allianz aus Ignoranz und Arroganz – pure Verachtung empfand. Während sie am Schlafzimmerfenster ihres Hauses stand – sechsundfünfzig Jahre alt, all das längst hinter sich – und beobachtete, wie ihr Mann in den schwarzen SUV stieg und wegfuhr, überkam sie die irrationale, aber hartnäckige Angst, dass dieser Besuch mitten in der Nacht nur dem Zweck dienen konnte, Pete endlich mitzuteilen, was sie einmal gewesen war. Sie schaffte es gerade noch rechtzeitig, ins Bad zu stürzen und sich vors Klo zu hocken, ehe sie den Cavolo-Nero-Salat und die Rote-Bete-Ricotta-Ravioli mit Mohnbutter erbrach, ebenso wie den Birnenkuchen mit dunklen Schokoladenstückchen und den Frascati, von dem sie und Pete sich zum Essen in ihrer Stammtrattoria eine Flasche geteilt hatten.

Wieder zu Hause hatten sie sich unten vor dem Kamin als Schlummertrunk noch einen Single Malt genehmigt, und Ann hatte ihre Penny Loafer ausgezogen, um sich von Pete die Füße massieren zu lassen, während Sinatra vom Sommerwind sang, der übers Meer heranwehte. Sie liebten sich auf dem Sofa, langsam und leidenschaftlich, und anschließend ruhte Ann mit dem Kopf auf Petes Schoß, während er sich zum x-ten Mal seinen Lieblingsfilm *Ehemänner* anguckte. Und ehe die Stimmen von John Cassavetes, Peter Falk und Ben Gazzara, die ihre abgestumpften Ehen beklagten, sie in den Schlaf lullten, hatte sie sein vom flackernden Bildschirm erhelltes Gesicht betrachtet. Trotz

seiner einundsechzig Jahre war er noch immer ein gut aussehender Mann mit seinem grauen Haar und der feinen Nase, den Furchen in den Wangen, die zusammen mit dem Gespinst von Falten um die Augen seine Attraktivität nur noch verstärkten.

Später gingen sie nach oben ins Bett, und sie schlief wieder ein, während Pete noch las und seinen allnächtlichen Kampf mit der Schlaflosigkeit ausfocht.

Als sein altes Handy klingelte, dachte sie zuerst, sie würde träumen. Der Klingelton – eine schrille elektronische Marimba-Imitation – versetzte sie zurück in die Zeit, als er oft still und leise verschwand, um zu tun, was immer er auch tat; die Einzelheiten seiner Aufträge hatte er ihr meist vorenthalten.

In den ersten fünf Jahren ihrer Ehe waren Pete und sie zwischen ihrem Haus in Brooklyn und seinem beengten Apartment in McLean, Virginia, nicht weit vom CIA-Hauptquartier, hin- und hergependelt. Dann war er in Ungnade gefallen und ins Ausland geschickt worden, überwiegend auf irgendwelche unliebsame Posten, und sie hatte ihn gebeten, den Dienst zu quittieren, doch er war noch nicht bereit dazu gewesen. Damals hatten sie einander oft monatelang nicht gesehen. Dann passierte das mit der Bombe, und nachdem er aus dem Krankenhaus entlassen worden war und einen Orden samt Handschlag bekommen hatte, war er bereit gewesen, bei ihr einzuziehen. Sie waren glücklich gewesen, dachte sie, auch wenn sie manchmal einen Ausdruck in seinen Augen sah, der eine unausgesprochene Sehnsucht erahnen ließ.

Ann stand vom Badezimmerboden auf und betätigte die Spülung, wusch sich das Gesicht und putzte sich die Zähne.

Sie war überrascht, wie sehr die Panik sie übermannt hatte, denn sie hielt sich nicht für einen ängstlichen Menschen. Als Fotografin hatte sie in Kriegsgebieten gearbeitet und stets die Nerven behalten. Und natürlich war sie Spionin gewesen. Eine

Agentin, die in den frostigsten Jahren des Kalten Krieges für den größten Feind ihres Landes gearbeitet hatte und sich am Lagerfeuer moralischer Selbstgerechtigkeit gewärmt hatte – das und ihre Jugend hatten sie vor der Angst geschützt.

Aber während sie ihr blasses und fleckiges Gesicht im Spiegel begutachtete, fragte sie sich, ob sie plötzlich alt geworden war und ob die Angst, die sich jetzt wie ein Dieb in der Nacht hereingeschlichen hatte, sie bis auf ihr Sterbebett verfolgen würde.

In dem unbewussten Bedürfnis, sich wieder zu erden, ging sie in ihr Arbeitszimmer, wo sie Ann Longhurst war, nicht Ann Town. Die Wände waren mit Fotos aus einer fast vierzigjährigen Karriere tapeziert, die ihr, wenn nicht Berühmtheit, so doch immerhin Achtung und unzählige Auszeichnungen eingebracht hatte. Fotos von vergessenen Kriegen und verlebten Rocksängern und toten Filmstars und ungelesenen Schriftstellern und ausgebrannten Komikern. Alle in Schwarz-Weiß. Alle mit ihrer ramponierten alten Leica aufgenommen. Sie nutzte nur vorhandenes Licht, und ihre Arbeit zeichnete sich durch eine unverstellte Intimität aus, die dadurch entstand, dass sie sich ihren Fotomotiven anpasste, sozusagen unsichtbar wurde, um Aufnahmen machen zu können, die im Idealfall eine Art enthüllende Transzendenz erreichten und Verborgenes offenlegten.

»Die Kamera als Skalpell«, hatte Susan Sontag einen Fotoessay von Ann über einen Stand-up-Comedian genannt, der, einige Tage nachdem sie ihn fotografiert hatte, an einer Überdosis gestorben war.

Sie zog ihren Bademantel um den schlanken Körper, setzte sich auf die Kante ihres Schreibtisches und betrachtete ihr Lieblingsbild: ein Foto von Pavarotti, im Morgengrauen zusammengesunken auf einer Bank auf der Piazza San Marco, das sie auf dem Höhepunkt seines Steuerskandals gemacht hatte. Der korpulente Tenor hatte die ganze Nacht nicht geschlafen, sondern sich mit

fast beängstigender Entschlossenheit nach seinem Auftritt in der Oper von Venedig betrunken und Ann dann erlaubt, ihm zu folgen, als er über den verlassenen Platz schlenderte. Sie hatte den angeschlagenen Mann in seinem zerknitterten Smoking mit gelockerter Krawatte abgelichtet, wie er auf das geometrische Muster des Pflasters stierte und hinter ihm ein Taubenschwarm, vom Horn eines Bootes aufgeschreckt, mit wildem Geflatter aufflog.

Ann stand vom Schreibtisch auf, trat ans Fenster und schaute hinunter auf die leere Straße, redete sich ein, dass es bei der Angelegenheit heute Nacht um etwas anderes ging als um ihre Dummheit von vor dreißig Jahren. Damals hatte sie magere Informationen weitergegeben, die sie von amerikanischen Militärberatern in fliegenverseuchten Bars am Rande asiatischer und afrikanischer Kriegsgebiete bekam oder von Kongressabgeordneten und Senatoren auf Dritte-Welt-Presseausflügen, die die hübsche junge Fotografin ganz nah an sich ranließen, wenn sie besoffen und geil genug waren, um unvorsichtig zu werden.

Ihre Dummheit hatte ein natürliches Ende gefunden, als die Berliner Mauer gefallen war und sich die Sowjetunion aufgelöst hatte und somit keiner mehr da war, der sich für ihren Klatsch und Tratsch interessierte. Sogar ihr früherer KGB-Führungsoffizier und gelegentlicher Liebhaber Arkadi Andropow war zu einer delikaten Erinnerung geworden.

Als sie mehr als zehn Jahre später eine Beziehung mit Pete Town anfang und herausfand, dass er ein CIA-Führungsoffizier war, hatte sie die verrückte Idee, dass man ihn auf sie angesetzt hatte, dass es Taktik von ihm gewesen war, sie zu verführen. Sie rechnete mit dem Schlimmsten, doch nichts passierte, und schließlich erkannte sie erleichtert die Wahrheit: Sie war ein kleiner Fisch gewesen, zu unbedeutend, um auf irgendeinem CIA-Radar aufzutauchen. Nachdem sie geheiratet hatten und Pete in den Ruhestand gegangen war, hatte sie zugelassen, dass



sich selbst die allerletzten Reste von Unsicherheit in Luft auflösen, während ihr Mann sich zusehends von der Welt der Heimlichkeiten löste, die ihn so lange festgehalten hatte.

Bis jetzt. Bis heute Nacht.

Ann hörte, wie sich Petes Schlüssel in der Haustür drehte, und ging zur Treppe. Als sie merkte, dass die Knöchel ihrer Hand weiß wurden, weil sie das Geländer so fest umklammerte, zwang sie sich, tief durchzuatmen.

Er schloss die Tür und sah zu ihr hoch. »Entschuldige, hab ich dich geweckt?«

»Nein, daran sind wohl die Ravioli schuld. Liegen etwas schwer im Magen. Ich bin wach geworden, und du warst weg.«

Er kam zu ihr hoch, und sein Gesicht war ausdruckslos.

»Wo bist du gewesen, Pete?«

»Ein alter Bekannter hat mit mir eine kleine Runde im Auto gedreht.«

»CIA?«

»Weißes Haus.«

»Und?«

»Ich soll was für ihn erledigen.«

Statt ängstlich fühlte sie sich plötzlich mürrisch und leer. Ihr Kopf schmerzte, und jetzt, da sie wusste, dass der nächtliche Ausflug nichts mit ihr zu tun hatte, machte sich ein finsterer, galliger Zorn in ihr breit.

Sie waren im Schlafzimmer, und Pete legte einen Rollkoffer aufs Bett und nahm einen Anzug aus dem Schrank. Den grauen Anzug, den sie seit Jahren nicht mehr gesehen hatte. Sie hasste den Anzug. Wenn er ihn trug, schmälerte ihn das irgendwie, so als würde sein Licht getrübt.

»Wo fährst du hin?«

»Ich werde nicht lange weg sein.«

»Das ist keine Antwort auf meine Frage.«

Er legte den Anzug zusammengefaltet in den Koffer. Er konnte gut falten, mit seinen langen Fingern, die noch immer gelb vom Nikotin der Zigaretten waren, denen er mit Beginn seines Ruhestands abgeschworen hatte.

Pete ging ins Bad, und während er seinen Kulturbeutel packte, sah er sie im Spiegel an. »Ich muss nach Los Angeles.«

»Wozu?«

»Ich soll dort eine Sache abwickeln.«

»Inoffiziell?«

»Ja.«

»Brauchen sie einen Laufburschen?«, fragte sie. »Oder einen Sündenbock?«

Er antwortete nicht, kam einfach zurück ins Schlafzimmer, verstaute den Kulturbeutel und zog den Reißverschluss des Koffers zu. Als er ihr einen Kuss geben wollte, wich sie zurück.

»Sie warten«, sagte er, nahm den Koffer und ging.